Ralf Schnell

Einleitung

Gelegentlich stößt man in wissenschaftlicher Literatur auf Anmerkungen, die sensible Leserinnen und Leser Furcht und Mitleid lehren können. Furcht, beispielsweise, angesichts der Publikationsflut zu einem speziellen Thema, Mitleid angesichts von Versuchen, trotz der bereits vorliegenden Vielfalt von Gedanken und Analysen dem gleichen Gegenstand abermals Aufmerksamkeit schenken zu wollen. Ein solcher Gegenstand ist die Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins, und eine entsprechende Anmerkung findet sich in einer 1993 veröffentlichten Studie zu seinem Werk. Dort heißt es auf Seite 185: »Die Untersuchungen über Wittgenstein gehen mittlerweile in die Abertausende. Eine englischsprachige Bibliographie der Sekundärliteratur aus dem Jahre 1986 umfaßt 5868 Titel.«¹ Wenn man der Vermutung des Autors Glauben schenken darf, daß bis 1992 eine mindestens ebenso große Anzahl von Neuerscheinungen hinzugekommen sei, so wären das, falls ich mich nicht verrechnet habe, furchterregende 11 736 Titel, mindestens. Eine Zahl, die sich – bei knapper Kalkulation und steigender Furcht – bis zum Jahre 1999 auf mitleiderregende rund 20 000 Eintragungen extrapolieren läßt.

Nun reicht die Katharsis im Übergang zum 21. Jahrhundert zur Reinigung von Furcht und Mitleid bekanntlich nicht mehr hin. Dergleichen Leidenschaften lassen sich – zumindest wissenschaftlich – heute nur dann bearbeiten, wenn man prüft, inwieweit sie ihrem Anlaß angemessen sind. Im vorliegenden Falle mag es erlaubt sein, dies anhand jenes thematischen Überschneidungsbereichs zu versuchen, auf den die Konjunktion im Titel dieser Zeitschrift mit interdisziplinärem Anspruch verweist: Literaturwissenschaft *und* Linguistik. Daß Wittgensteins Werk eine so breite Resonanz gefunden hat, ist ja nicht zuletzt auf die Vielfalt seiner Fragestellungen zurückzuführen. Es umkreist so unterschiedliche Aspekte wie das Verhältnis von Sprache und Welt, Mathematik und Farbenlehre, Metaphysik und Mystik, Religiosität und Architektur. Zudem handelt es sich um ein Denken, das diese stupende Vielfalt philosophischer und wissenschaftlicher Ansätze mit persönlichen Neigungen und Vorlieben, mit der subjektivierenden Perspektivik seiner Wahrnehmungen, mit Zweifeln und Selbstkritik skrupulös und doch problemlos zu verbinden weiß. Während aber Wittgensteins Denken für die theoretischen

¹ Kroß, Mathias: *Klarheit als Selbstzweck: Wittgenstein über Philosophie, Religion, Ethik und Gewißheit*, Berlin: Akademie Verlag 1993, S. 185.

Diskussionen in Philosophie und Sprachwissenschaften kaum mehr übersehbare Folgen gezeitigt hat, sind seine Einsichten für das Verhältnis von Literaturwissenschaft und Linguistik – von wenigen Ausnahmen abgesehen – ohne nennenswerte Konsequenzen geblieben.²

Diese Tatsache gab den Anstoß für den in diesem *LiLi*-Heft unternommenen Versuch, den Anregungen nachzuforschen, die von Wittgensteins Form philosophischer Erkenntnis für den Grenzbereich zwischen beiden Disziplinen ausgehen können. Gefragt wird also nicht allein nach den möglichen Folgen der Wittgensteinschen Philosophie für eine Theoriebildung innerhalb gegenwärtiger Literaturwissenschaft und Linguistik, sondern angesprochen ist der gesamte interdisziplinäre Komplex, den Begriffe wie Sprachphilosophie, Linguistik, Ästhetik, Metaphorologie, Stilkunde und Rezeptionsgeschichte umschreiben. Legitimiert sieht sich dieser thematisch breite Ansatz durch einen Duktus des Philosophierens, für den Erkenntnis und Methode, Stil und Denken unmittelbar zusammenhängen. Im Vorwort zu den *Philosophischen Untersuchungen* schreibt Wittgenstein 1945: »Nach manchen mißglückten Versuchen, meine Ergebnisse zu einem [...] Ganzen zusammenzuschweißen, sah ich ein, daß mir dies nie gelingen würde. Daß das beste, was ich schreiben konnte, immer nur philosophische Bemerkungen bleiben würden; daß meine Gedanken bald erlahmten, wenn ich versuchte, sie, gegen ihre natürliche Neigung, in einer Richtung weiterzuzwingen.«³ Diese selbstkritische Revision bedeutet eine methodologische Konsequenz aus den eigenen Einsichten in die konstruktionsbedingten Engführungen seines *Tractatus logico-philosophicus*. Wittgenstein selbst mußte »schwere Irrtümer in dem erkennen, was ich in jenem ersten Buche niedergelegt hatte«.⁴ Problematisiert wird damit vor allem das im frühen Werk praktizierte, strikt logik-zentrierte sprachphilosophische Verfahren.

In den späteren *Philosophischen Untersuchungen* wählt Wittgenstein, bei verändertem sprachphilosophischen Erkenntnisinteresse, auch eine andere, eine neue Form der philosophischen Argumentationsführung. Wittgenstein fragt nicht mehr als Logiker nach Wesensbestimmungen von Sprache, sondern als Analytiker nach sprachlicher Praxis. Er wendet sich ausdrücklich gegen Denkwang, Wiederholungszwang und Systemzwang, gegen alle Formen einer gleichsam »philosophischen Gefangenschaft«, die durch abstrakt gewonnene wissenschaftliche Perspektiven und Terminologien die Wahrnehmungsmöglichkeiten nicht nur einschränken, sondern auch verzerren und verfälschen. Es ist deshalb kein Zufall, daß Wittgenstein seinen Gedanken

² Hierzu und zum folgenden ausführlich Schnell, Ralf: »Ludwig Wittgenstein und die Literaturwissenschaft«, in: *The Germanic Review* 72:4 (1997) S. 259–282.

³ Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe Band 1*, Frankfurt a.M. 1984, S. 231. – Zitate aus dem Text im folgenden als (PU + Paragraph).

⁴ Wittgenstein (wie Anm. 3), S. 232.

eine genuin literarische Gestalt gegeben hat, und literarischer Art sind auch die Beispiele, die er bemüht. Wittgenstein benutzt Farben, Formen und Muster, um seine Vorstellungen zu versinnlichen. Er bevorzugt die Metapher, um seine Argumentation zu veranschaulichen. Er zieht zum Vergleich für das Regelwerk von Sprachhandlungen die Regeln von Spielen heran. Und er verweist auf kulturelle Techniken wie das Lesen, um den Vorgang des Sprechens und des Spracherwerbs zu exemplifizieren. Die Form der Darstellung in Wittgensteins Spätwerk trägt dieser literarischen Gestalt Rechnung. Sie ist weitgehend dialogisch angelegt. Sie lebt von Frage und Antwort, von Zweifeln und Einreden und gibt damit jenem Prozeßcharakter gedanklicher Vorgänge und sprachlicher Handlungen Ausdruck, den sie selber repräsentiert.

Man kann deswegen – so *Manfred Geier* in dem einleitenden Beitrag zu diesem *LiLi*-Heft – von einem ›Stil des Denkens‹ bei Ludwig Wittgenstein sprechen, in dem sich die ›geistige Physiognomie eines Philosophen‹ repräsentiert. Der späte Wittgenstein weiß, daß Wissenschaft und Philosophie der Realitätssphäre und des funktionalen Spiels der sprachlichen Zusammenhänge bedürfen, wenn sie nicht zur metaphysischen Spekulation verkommen sollen. Der Umbruch dieses Philosophierens vollzieht sich im paradigmatischen Krisenjahr 1929, das zugleich das Jahr der Weltwirtschaftskrise ist. Es führt, ohne daß damit ein kurzschlüssiger Kausalnexus konstruiert werden soll, Wittgensteins Denken vom ›Phänomenalismus‹ zum ›Physikalismus‹, zu einem ›Stil‹, welcher der Praxis und der Empirie als Parameter seiner Hypothesen und Theoriebildungen bedarf, um sich den »großen philosophischen Rätseln« zu nähern, »für deren Lösung der späte Wittgenstein ab 1929 begehbare Wege sucht« (Geier). Zu diesen Rätseln zählt das Verhältnis von ›öffentlicher‹ und ›privater‹ Sprache, das Verhältnis von Gegenstand, Bezeichnung und Empfindung, das Problem des Schmerzempfindens und der Schmerzäußerung. Wittgenstein nähert sich diesen sprachphilosophisch zentralen Fragen ohne Rücksicht auf seine früheren Versuche, eine ›Bildtheorie der Sprache‹ zu entwerfen, durch welche die Sprache in einen unmittelbaren, d.h. nicht öffentlich vermittelten Bezug zu einem Gegenstand gesetzt wurde. Demgegenüber hebt die ethische Intention der *Philosophischen Untersuchungen* auf die Praxis der ›Sprachspiele‹ ab, in denen sich menschliche Lebensformen realisieren. Diese Ethik ist zugleich eine Ästhetik, insofern sie buchstäblich auf der ›Wahrnehmung‹ von Differenzen und Nuancen besteht, eine philosophische Ästhetik der Unterscheidung und des Unterschieds, die »am Leitfaden der Sprache zugleich einen Ausweg aus ihrem Labyrinth finden wollte« (Geier).

Zwei der von Manfred Geier angesprochenen ›großen Rätsel‹, deren Lösung der späte Wittgenstein sucht, stehen im Mittelpunkt der Beiträge von *Christian Stetter* und *Iris Hermann*: das Verhältnis von ›öffentlicher‹ und ›privater‹ Sprache und der sprachliche Ausdruck von ›Schmerz‹. Anknüpfend an seine Studie über *Schrift und Sprache* (1997), analysiert *Christian Stetter* das Verhältnis von ›Privatsprache‹ und ›Universalgrammatik‹. Versteht man

Sprache mit Wittgenstein als Teil einer Lebensform, so ist diese ihrerseits geprägt durch vielfältige Traditionen, Konventionen und Innovationen, durch eine ›Grammatik‹ in dem weiten Sinne Wittgensteins, der den Gebrauch eines Wortes und die besondere Form des jeweiligen Gebrauchs, Phantasiepotentiale und strategische Dimensionen sprachlicher Praxis einschließt. Deshalb kommt Wittgenstein zu dem Resultat: »Wenn man sagt ›Er hat der Empfindung einen Namen gegeben‹, so vergißt man, daß schon viel in der Sprache vorbereitet sein muß, damit das bloße Benennen einen Sinn hat.« (PU 257).

Christian Stetter erhellt Wittgensteins durchaus unsystematisch vorgebrachte Kritik an der Vorstellung von einer ›privaten Sprache‹ im Licht des linguistischen Modells von Noam Chomsky. Es handelt sich dabei um zwei auf den ersten Blick unvereinbare Zugriffsweisen auf den Gegenstand Sprache, die in einem grundsätzlichen Widerspruch zueinander stehen. Auf der einen Seite Wittgenstein mit seiner Auffassung von Sprache als einem »Kontinuum verschiedenartiger Sprachspiele, mithin Sprachformen – der Plural ist wesentlich –, die in und qua sozialer Praxis sich ins Unüberschaubare ausdifferenzieren« – auf der anderen Seite Chomsky mit seiner Auffassung, daß »alle menschlichen Sprachen eine identische Grundform teilen, die durch ein im Genom angesiedeltes Programm, ein spezialisiertes kognitives System, festgelegt ist« (Stetter). Sprache als ›Organ‹ (Chomsky) versus Sprache als ›Lebensform‹ (Wittgenstein), ›Sprachsystem‹ (Chomsky) versus ›Sprachgebrauch‹ (Wittgenstein) – will man sich nicht mit der Einsicht begnügen, daß es sich um zwei miteinander schlechterdings nicht vergleichbare Parameter handelt so wird man sich mit Christian Stetter bis zu der Pointe durchdenken müssen, daß die »Konstruktion der Universalgrammatik Wittgensteins Argument allererst auf den Punkt« bringt: Tatsächlich ist jeder Gegenstand, der in einer Sprache benannt werden kann, damit auch nicht mehr ›privat‹, und umgekehrt kann dieser Gegenstand »nur in einer je besonderen Sprache benannt und die sinnvolle Verwendung dieses Namens nur in dieser besonderen Sprache geprüft werden« (Stetter).

Es gibt also – dies macht auch *Iris Hermann* anhand von Wittgensteins Umgang mit dem Begriff ›Schmerz‹ (PU 244 ff.) exemplarisch deutlich – keine ›privaten Empfindungen‹, die sich als rein ›private‹ mitteilen ließen. Empfindungen, auch die des Schmerzes, sind immer schon sprachlicher Natur, auch wenn sie ›vorsprachlich‹ geäußert werden. Sie lassen sich lokalisieren, sie besitzen Dauer, und ihnen kommt eine bestimmte Intensität zu, die sich ausdrücken läßt. Das heißt: sie sind in einer ›öffentlichen‹ Form vorgeprägt und werden ihrerseits als ›sprachliche‹, durch Interaktion, Schreiben und Sprechen, allererst hergestellt. Jede Empfindung, auch die des Schmerzes, wird also durch den Öffentlichkeitscharakter jedes Sprachspiels, auch des literarischen, veräußerlicht. Mit dieser Einsicht werden nicht nur ganze Reihen traditionsreicher Begrifflichkeiten und Dichotomien, Antagonismen und Antithesen der Literaturwissenschaft fragwürdig: Aspekte wie Innenwelt und Innerlichkeit, die Polarität von Ich und Du, der Dualismus von ›Innenwelt‹

und ›Außenwelt‹, Individuum und Gesellschaft. Es stellt sich darüber hinaus die Frage nach der ästhetischen Identität von Texten, in denen ›Schmerz‹ thematisiert und zugleich literarisch konstituiert wird. Mit ihrer vergleichenden Analyse von Fernando Pessoa's *Buch der Unruhe* (1982; dt. 1987), zweier Zitate aus Briefen Franz Kafkas (1903/04) und eines Werks der brasilianischen Erzählerin Clarice Lispector, *Die Passion nach G.H.* (1964; dt. 1990), zeigt Iris Hermann, daß das literarische ›Schmerzbenennen‹ zwar vom fragenden und beschreibenden Gestus des Philosophen deutlich entfernt ist, daß es aber auch hier um das ›Benennen‹ eines Gegenstandes nicht geht: »Ausdruckslosigkeit wird zum Merkmal von Kunst« (Hermann). Jenseits mimetischer literarischer Konzepte erhält der Schmerz in der literarischen Moderne seine »Präsenz« in der Literatur nicht durch Bezeichnung, Benennung oder Beschreibung eines ›Gegenstandes‹ mit dem Namen ›Schmerz‹, sondern durch die »Evidenz und Epiphanie«, in der sich dieser ›Gegenstand‹ in literarischen Texten ästhetisch konfiguriert findet.

Wie ein Leitmotiv verbindet die drei zuvor genannten Beiträge eine Denkfigur Wittgensteins, die ein substantielles philosophisches Argument in die Form eines gleichnishaften Bildes faßt. Es handelt sich um die Denkfigur vom ›Käfer in der Schachtel‹, dessen Benennung, wie Wittgenstein sagt, »überhaupt nicht zum Sprachspiel [gehört]: auch nicht einmal als ein *Etwas*: denn die Schachtel könnte auch leer sein« (PU 293). Wittgenstein zieht aus diesem Umstand eine aufschlußreiche Konsequenz: »Wenn man die Grammatik eines Ausdrucks der Empfindung nach dem Muster von Gegenstand und Bezeichnung konstruiert, dann fällt der Gegenstand als irrelevant aus der Betrachtung heraus.« (PU 293) Die Prägnanz dieser Bestimmung, die sich auf ein genuin literarisches Verfahren, das des gleichnishaften Bildes, bezieht, erklärt den Reiz, den dieser Paragraph auf Wittgenstein-Kenner und -Interpreten immer wieder – auch auf die Autoren dieses *LiLi*-Hefts – ausgeübt hat. Denn in ihm zeigt sich in nuce, was man mit Wittgenstein den »Witz« des Wittgensteinschen philosophischen Verfahrens selbst nennen könnte: der Zusammenklang von anschaulich geschilderten, plastischen Spielarten einer Lebensform namens ›Sprache‹ und präzisen theoretischen Reflexionen zur Struktur sprachphilosophischer Verfahrensweisen. Zwischen dem Gegenstand der Untersuchung – die Praxis der Sprache – und der Form der Darstellung – eine dialogisch angelegte, sinnlich-anschaulich gefaßte Prozeßhaftigkeit – besteht für Wittgenstein und bei Wittgenstein keine Differenz.

Wie jedes Spiel, so hat auch das Sprachspiel – auch das des Philosophen Wittgenstein – »nicht nur Regeln, sondern auch einen *Witz*« (PU 564). Es kommt jedoch wie im Spiel, so auch im Sprachspiel darauf an, Essentielles von Akzidentiellern zu unterscheiden, relevante Strategien von Rankenwerk, denn nicht alle Ingredienzien eines Spiels repräsentieren dessen charakteristische Eigenart gleichermaßen. »Ich bin also geneigt«, so Wittgenstein, »auch im Spiel zwischen wesentlichen und unwesentlichen Regeln zu unterscheiden« (PU 564), eine Maxime, die sich auch die Form der Kommunikation zu

eigen machen muß, die sich interpretierend an einen Text anschließt. Wie die »Bedeutung eines Steines (einer Figur) [...] ihre Rolle im Spiel ist« (PU 563), so determiniert auch die Konstitution eines Textes die »Rolle«, das heißt: die »Bedeutung« eines Wortes, eines Satzes oder eines Sinnzusammenhangs. Was die Wörter einzeln oder in ihrem Zusammenspiel bezeichnen oder bedeuten, das zeigt sich »in der Art ihres Gebrauchs« (PU 10). Nicht die abstrakte Wesensbestimmung eines Wortes oder Textelementes entscheidet über Relevanz und Irrelevanz sprachlicher Valeurs, sondern die »Art und Weise dieses ›Bezugs‹« (PU 10). Diesem Aspekt geht *Hannes Fricke* anhand von vier sehr unterschiedlichen Textbeispielen nach: Peter Bichsels Erzählung *Ein Tisch ist ein Tisch*, Clifford Geertz' Beobachtungen über Commonsense und Magie, Johann Peter Hebels *Schatzkästlein*-Geschichte *Kannitverstan* und einer Interpretation des Gedichts *Stehen* von Paul Celan durch Hans Georg Gadamer. So unterschiedlich die Textbeispiele sind: Fricke zeigt an ihnen übereinstimmend, wie sehr das rechte Verstehen ihres »Witzes« an die Voraussetzung gebunden ist, jedes der in ihnen geschilderten Sprachspiele als Teil einer Lebensform zu begreifen. Und umgekehrt: Wie sehr das Infragestellen der eigenen Deutungsvoraussetzungen verfestigte Denkstrukturen zu »therapieren« vermag. Fricke's Beitrag setzt sich mithin nicht nur analytisch mit Wittgensteins »Witz«-Begriff auseinander, sondern er bietet zugleich eine Einführung in ausgewählte Aspekte der Hermeneutik.

Dies gilt in vergleichbarer Weise auch für den Beitrag von *Mario Kume-kawa*, der sich mit der Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins und Walter Benjamins auseinandersetzt. Ausgehend von dem Aspekt einer »Sprachkrise« der Moderne, die hier mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts angesetzt wird, arbeitet Kume-kawa die produktiven Momente eines Phänomens heraus, das zu Differenzierungen von Wahrnehmungs- und Ausdrucksformen in Philosophie und Poesie geführt hat: beim frühen Wittgenstein im *Tractatus logico-philosophicus* zu einer Anerkennung von Grenzen der Sprache, die Kume-kawa als ein »Rezept für die Heilung der Sprache« deutet; beim frühen Benjamin im Konzept des göttlichen Namengebens, mit dem der eigentlich schöpferische Akt einsetzt: »In Gott ist der Name schöpferisch, weil er Wort ist, und Gottes Wort ist erkennend, weil es Name ist.« (Benjamin). Die Strukturhomologie zwischen Wittgenstein und Benjamin, die sich auf diese Weise im Frühwerk andeutet, findet ihre Fortsetzung in den erkenntniskritischen Revisionen, die in den *Philosophischen Untersuchungen* wie im *Trauerspiel*-Buch vorgenommen werden: bei Wittgenstein im Konzept des »Übersehens«, das es erlaubt, die isolierten Elemente der Sprache »mit der größten Spannung gleichzeitig zu betrachten, ohne sie in einen inhaltlichen Zusammenhang zu bringen« (Kume-kawa); bei Benjamin in der Form einer gleichsam platonischen Rettung der Sprache, die im Konzept der »Konstellation« von Ideen realisiert wird. Bei allen Unterschieden – des Frühwerks und des Spätwerks, der Erkenntnistheorie und der pragmatischen Durchführung des philosophischen Ansatzes – zielen beide Denker auf eine »Heilungsgeschichte der

Sprache« (Kumekawa), die sich aus der Not der »verdorbenen« Sprache die Tugend einer Sprachbetrachtung läutert, die dieser Sprache philosophisch angemessen ist und ihr gerecht wird.

Ein erhellendes Licht auf Wittgensteins Früh- und Spätwerk wirft schließlich auch die Skizze, die *Doris Vera Hofmann* von der neueren und neuesten Wittgenstein-Diskussion in den Vereinigten Staaten angefertigt hat. Sie setzt an bei Überlegungen Cora Diamonds zum Aspekt des ›Unsinnns‹ von und in Wittgensteins *Tractatus logico-philosophicus*, Thesen, die Aufsehen erregt und heftigen Widerspruch ebenso gefunden haben wie – zumal in Harvard – entschiedene Anhänger. Radikalität und Respektlosigkeit dieses Zugriffs auf das berühmte Frühwerk verdanken sich einem Ansatz, der den erkenntnistheoretischen Aporien des jungen Wittgenstein nachgeht. Der Versuch – so Cora Diamond – Wirklichkeit in ihrer Gesamtheit sprachlich fassen zu wollen, müsse zu Sätzen führen, die notwendigerweise ›unsinnig‹ sind. Denn solche Sätze beruhten auf der »Illusion, man könne das ganze Verhältnis ›von der Seite‹ anblicken« (Hofmann) – ein Selbstwiderspruch, den der späte Wittgenstein offenbar in aller Schärfe wahrgenommen hat, als er von den »schweren Irrtümern in jenem Buche« sprach. In den jüngsten Diskussionen über Wittgenstein wird im Hinblick auf das Spätwerk anhand der Argumente von Robert Fogelin und Stanley Cavell noch einmal deutlich, wie sehr der ›therapeutische‹ Effekt von Wittgensteins Sprachphilosophie an den Aspekt des Lebenszusammenhangs gebunden ist. Lebenszusammenhang – dies wird vor allem von Cavell nachdrücklich und differenziert anhand vielfältiger Materialien demonstriert – als Kontext verstanden, der Sprache konstituiert.

Es zeigt sich in den Beiträgen zu diesem *LiLi*-Heft übereinstimmend, daß von den *Philosophischen Untersuchungen* Ludwig Wittgensteins Anregungen ausgehen können, die weiterführen. Wittgenstein unterscheidet in seiner Sprachphilosophie nicht nach vorab gewonnenen qualitativen Kategorien. Er betont vielmehr den funktional-instrumentellen Charakter der Verwendungsweisen von Sprache. Versteht man Worte nicht als Repräsentationen von Wesenheiten, auch nicht als festgelegte Widerspiegelungen von Ideen, Gedanken oder Tatsachen, sondern als fluktuierende, changierende, sich verändernde und entwickelnde Elemente eines gesprochenen, geschriebenen oder interaktiv hergestellten ›Textes‹, so bildet sich die Identität der Worte nicht abstrakt, sondern durch ihre Umgebung. Kontext ist ein offener Begriff, offen gegenüber unterschiedlichen Gewichtungen, offen für verschiedenartige Perspektivierungen. Er legt nicht fest, sondern eröffnet Wahrnehmungsräume. Er läßt Widersprüche zu, nicht, weil die Fragen falsch gestellt wären, sondern weil der jeweilige Text, kontextbedingt, widersprüchliche Antworten bereithält. Daran läßt sich – von Furcht und Mitleid und dergleichen Leidenschaften gereinigt – in Literaturwissenschaft und Linguistik noch heute produktiv anknüpfen.